



Soldaten dringend gesucht. Strassenszene in Kiew, Januar 2024.

OLEG PETRASUYK / EPA

Gefangen in der Gefahr

Die Lehren des Ukraine-Krieges zwischen Hilfe, Hoffnung und Kalkül. Eine soziologische Struktursuche zu Beginn des dritten Kriegsjahres. Gastkommentar von Marcel Schütz

Die Erwartungen an die Münchner Sicherheitskonferenz waren hoch – und die Ergebnisse sind für viele enttäuschend. Dabei konnte rund zwei Wochen zuvor in der Talkshow «Maischberger» ein Interview mit Christoph Heusgen, dem Vorsitzenden der Sicherheitskonferenz, aufhorchen lassen. Gefragt nach einem Ende der russischen Aggression, sagte er: «Letztlich wird so was rauskommen wie Minsk, ja? Also ich seh's nicht anders.» Heusgen bezog sich damit auf das Minsker Friedensabkommen vom Februar 2015, das unmittelbar nach seiner Unterzeichnung gebrochen wurde.

Steht der Krieg zu Beginn des dritten Jahres vor seinem möglicherweise entscheidenden Wendepunkt; nicht auf dem Schlachtfeld, sondern mit einer schleichend schwindenden Unterstützung der Ukraine? Eine anhaltende Blockade im US-Kongress, der Endlos-Disput über die Taurus-Marschflugkörper, die fixe Idee einer EU-Atombombe oder die Option, in die Ukraine gar westliche Truppen zu entsenden, der Mangel an Munition und die Erschöpfung der ukrainischen Soldaten – es bietet sich das beunruhigende Bild vieler loser Enden.

Um zu verstehen, wie es zu dieser Situation kommen konnte, gilt es, sich die Typik der Konfrontation genauer vor Augen zu führen. Russlands Angriff ist nicht nur das, was man klassisch einen «grossen Krieg» nennt. Es ist zugleich ein besonders ungewöhnlicher Krieg in der Weise, wie er vonstatten geht. Das zentrale organisatorische Grundproblem besteht aufseiten der Ukraine darin, dass der Krieg von einer interkontinentalen Staatenallianz mitgetragen wird, die ihn selbst aber nicht führt, ihre Mittel laufend neu abstimmen muss, die verfolgte Zielsetzung mehrstimmig akzentuiert, kaum über Ergebniskontrolle verfügt und obendrein stetig Erwartungen wecken kann, ihren Einsatz weiter zu steigern («as long as it takes»).

Chronische Selbstzweifel

Aus russischer Perzeption stellen die USA und die EU mittelbar Kriegsparteien dar. Auch die Selbstpräsentation der Alliierten als «halbe Welt» unterstreicht die exzeptionelle Brisanz des Konflikts. Beinahe scheint es, als sei die Ukraine schon informell Teil der Nato. Dem Narrativ, dass die Ukrai-

Der Westen hat noch immer keinen vollen Begriff davon, wie extrem robust Putins imperiale Totalverschränkung von Person, Volk, Willen und Macht beschaffen ist.

ner für das Bündnis kämpften, will man ethisch freigiebig zustimmen, doch wird das Land damit zum Prellbock gegen die russische Gefahr stilisiert; und die Erwartungen, was sich mit ihr für uns entscheidet, wachsen in die Höhe.

Es war undenkbar, Russland die Ukraine einfach so zu überlassen. Man wählte daher eine Kalkulation, die weder den Siegfrieden Russlands noch eine ausufernde Eskalation gen Westen möglich macht. Die «Exit-Option» besteht, dieser Logik oder Hoffnung folgend, in der allmählichen Verwahrscheinlichung von Verhandlungen. Und zwar dadurch, dass die Kosten der Fortführung des Krieges untragbar werden. Zudem sollte der Aggressor keinen weiteren Nutzen in der Ausdehnung der Gewalt finden, erst recht nicht in Richtung der Allianz.

Betrachtet man diese Punkte zusammen, die Organisation einer indirekten und etwas fragilen Unterstützung bei steigendem Erwartungsdruck, so ist die Konstellation empirisch neu. Und es ist diese Neuartigkeit, die politische Entscheide und den Ausgang des Krieges derart unsicher macht. Das beste Beispiel bieten die chronischen Selbstzweifel über die Entschlossenheit westlicher Hilfe. «Kriege sind der Testfall für die Mobilisierung, Organisation und den Transport von Ressourcen: von Menschen, Waffen und Munition, wie von Technologien, Rohstoffen, Arbeitskräften und Kapital», schrieb der Historiker Jörn Leonhard jüngst in seinem klugen Buch über das schwierige Ende der Kriege im Laufe der Weltgeschichte.

Einen solchen «Testfall» stellt die Ukraine für die westliche Allianz zweifellos dar. In Deutschland etwa, zweitgrösstem Geberland nach den USA, ist die Unterstützung ein Dauerthema. Den Ukrainern werde zu wenig gegeben, den Krieg zu gewinnen – und nur so viel, ihn nicht zu verlieren, sagen Kritiker. Ebendieser Ansatz dürfte Teil der Kalkulation eines Verständigungsszenarios sein.

Es ist auch nicht ganz einfach zu bestimmen, wie viel Unterstützung als angemessen gelten kann. Gerade dann nicht, wenn über Lastenteilung, Risiken und Ziele im Bündnis verschiedene Vorstellungen bestehen (sie gehen weiter auseinander, als mit formellen Erklärungen öffentlich wird). Zudem gibt es keine Vorlage für das Unterstützungsregime, was zu Zögern, Zuwarten und einem Hang zur Übervorsicht sowie zu Fehleinschätzungen beitragen mag.

Daneben stellt sich das generelle Problem der Produktionskapazitäten. In kürzerer Zeit muss mehr Material an die Front, dem kann die westliche Wirtschaft derzeit nicht genügen.

Ein wichtiger Aspekt wird bei alledem leicht vergessen. Putin, der mit der deutschen Sprache und Gesellschaft besonders gut vertraut ist, beobachtet die Unsicherheiten des Westens sehr aufmerksam, während diesem umgekehrt die Kreml-Welt kognitiv verschlossen bleibt. Der russische Präsident kann uns also weit besser beobachten als wir ihn. Er registriert das Schwanken und die Unruhe, wie es sie in demokratischen Staaten mit freien Medien eben gibt, genau und bezieht sie in seine Rechnung ein.

Wahrnehmungen spielen überhaupt eine zentrale Rolle; vor allem mit der Verschränkung und Zuspitzung des Geschehens. Zu Beginn des symbolträchtigen Jahres 2024 könnte man meinen, die Dinge liefen wie nach dem Drehbuch eines spektakulären Thrillers. Kaum ist Tucker Carlsons Zwiesprache mit Putin über die Bühne gegangen, zeigt Donald Trump einmal mehr, inwiefern er für den Westen ein Sicherheitsrisiko darstellt. Und während man daraufhin in der EU über einen europäischen Nuklearschirm phantasiert und in München die Sicherheitskonferenz beginnt, geht zeitgleich die Meldung vom Tod Nawalyns um die Welt.

Diese ungeheure Dynamik von Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit nährt ein Gefühl wachsender Bedrohung. Alles scheint auf einen Höhepunkt zuzulaufen. Angesichts der Tatsache, dass die Ukraine im Stellungskrieg feststeckt, mutet das merkwürdig an. Ereignisarmut paart sich mit Ereigniskaskade. Speziell das Internet ist voller Solidarität und Kampfegeist, Lüge und Propaganda. Es ist die Front des kommunikativen Kampfs. Fachleute, Politiker und Jedermann bringen sich mit ihren Ansichten über Sieg oder Niederlage in Stellung, diskreditieren einander als «Putin-Versteher» oder «Kriegstreiber». Und eine gefährliche Legende ist im Entstehen: Nur wegen Zaudern und Zögern werde die Ukraine um den greifbaren Sieg gebracht.

Die lange Dauer, das intensive Investment und der hohe Blutzoll – nach Schätzungen bisher eine halbe Million toter und verletzter Soldaten – erschweren eine halbwegs geordnete Beendigung des Krieges erheblich. Ein plötzlicher Kollaps der ukrainischen Seite kann laut Experten nicht ausgeschlossen werden. Die fähigsten und engagiertesten ukrainischen Soldaten sollen bereits gefallen sein, während Russland weiter Unmengen menschliches Kanonenfutter an die Front schickt.

Weitere strukturelle Erschwernisse fallen ins Gewicht. Sehr wahrscheinlich wird Putin auch bei Intensivierung der Waffenlieferung den Krieg nicht einfach beenden. Die über Jahrzehnte geschaffene politische Passivität des russischen Volkes bleibt unverändert. Der Westen kann sich immer noch nicht einen vollen Begriff davon machen, wie extrem robust Putins imperiale Totalverschränkung von Person, Volk, Willen und Macht tatsächlich beschaffen ist.

Ein Ende «er-warten»

Dies ist ein Umstand, den offen anzusprechen man scheut, da es die Hilfs- und Kampf-moral zu beschädigen droht. Ein solcher Aggressor will bei zukünftigen Verhandlungen die Oberhand haben. Hier trifft sich das Kalkül mit jenem des Westens: Wenn der Krieg nicht zu gewinnen ist, muss sein Ende buchstäblich «er-wartet» werden. Eine Herausforderung stellt dabei die Einsetzung eines wirksamen Vermittlers dar. Die ausgedehnte Konfrontation macht es alles andere als leicht, einen unbeteiligten Dritten zu finden, der für beide Seiten akzeptierbar ist.

Das Einfrieren des Krieges wird längst keinen Frieden bringen. Die wie auch immer geartete Verständigung entfaltet erst die volle Erwartungslast an Zugeständnissen, Rechenschaft und Strafbeglehen. Eine spätere Weiterführung der russischen Aggression ist dabei ebenso möglich wie anhaltender Widerstand im ukrainischen Volk gegen – bei etwaigen Sicherheitsgarantien – eine teilweise Besetzung seines Landes. Auf jedem Kriegsende wird der Schatten des Gewesenen liegen. Ein Misstrauen, das West und Ost über lange Zeit in einer labilen «balance of power» hält. Vielen fällt die Vorstellung schwer, dass auch dann der russische Präsident wohl noch Putin heisst. Doch davon ist aus heutiger Sicht auszugehen.

Eine mächtige mentale Diskrepanz liegt über diesem Krieg. Dem Ziel, die Ukraine als Staat zu erhalten, stehen die Zwänge militärischer Eigendynamik gegenüber. Eine bisweilen verbissene Debatte über einzelne Waffen offenbart den Drang, sich durch das Kaprizieren auf technische Details der Vertracktheit des Konflikts zu entziehen. Die Hilfen weiterhin fortsetzen zu können, für Momente und Möglichkeiten einer Verständigung dennoch sensibel zu bleiben, sich über all das nur vorsichtig mitteilen zu wollen und dadurch die eigentlich belastende Ungewissheit bewusst auch in den Dienst eigener Absichten zu stellen, darin besteht die grosse Spannung westlicher Politik im dritten Kriegsjahr. Es ist ein geopolitisches Realexperiment mit offenem Ausgang.

Marcel Schütz ist Professor für Organisation an der Northern Business School Hamburg.